

## Auf der Brücke

Rede zur Verleihung des Manès Sperber-Preises; Wien, 16.10.2000

1

Ja, ich freue mich. Ich freue mich, dass es Menschen gibt, die meine Arbeit schätzen. Ich freue mich über die Verleihung eines Preises, der mit Manès Sperber verbunden ist. Vieles verbindet uns, viel mehr als in der mir zur Verfügung stehenden Zeit beredet werden kann.

Das erste Bild, das ich vor mir sah, als ich den Brief öffnete, der mich von diesem überraschenden Ereignis unterrichtete, war der Jardin du Luxembourg. Ich sah den runden Teich in der Mitte, wo aufgeregte Kinder mit langen Stecken kleine Segelboote aus Holz übers Wasser bewegen, sah die üppige und in feinen Nuancen abgestimmte Blumenpracht, die zu jeder Saison neu arrangiert wird, sah die grünen, frei verstellbaren Sessel, die immer neue andere Schatten-Muster bilden.

Erst allmählich wurde das farbige Bild schwarz-weiß, und ich erinnerte eine Photoserie, die Manès Sperber bei seinem Spaziergang im Luxembourg zeigt. Man sieht ihn – meine ich, ohne meine Erinnerung überprüft zu haben –, wie er die Boules-Spieler beobachtet, zu den steinernen Königinnen am Rand der Brunnen wandert und das kleine Denkmal der sieben Resistance-Mitglieder besucht, die am 19. August 1944 von den Deutschen hier erschossen wurden. Man sieht, wie er die Kinder auf dem Karussell oder in der Schlange vor dem Eingang des Guignol-Theaters betrachtet, auf einer Bank sitzt oder eben auf einem dieser zarten gusseisernen Stühle, die wie der ganze Park Ausdruck zivilisierter urbaner Freizeitgestaltung sind.

Im Luxembourg ging Manès Sperber spazieren. Der Park war ihm tägliche Inspiration und Freude. Der Park mitten in der Stadt, von der er sagen konnte, er sei in ihr zu Hause, um gleich anzuschließen: »Obwohl ich mich keineswegs hier wie ein Fremder fühle, werde ich nicht zu behaupten wagen, daß ich hier Wurzeln geschlagen habe. Wichtiger ist, daß ich nicht hier enturzelt worden bin, sondern dort, wo ich einmal ›wie's Kind im Hause‹ war.«<sup>1</sup>

»Wie's Kind im Hause« hatte sich Manès Sperber, wie so viele Juden aus dem Osten der Monarchie, in Wien gefühlt, wo er, wie so viele, nach erstaunlich kurzer

Zeit meinte, Wurzeln geschlagen zu haben.

Damit wären wir wieder in Wien und beim Thema der Unzugehörigkeit, über das ich öfters geschrieben habe und zu dem ich heute noch einmal einige Anmerkungen machen möchte.

## 2

Ein weises Sprichwort lautet: Bäume haben Wurzeln, Juden haben Beine.

Sich der Illusion hinzugeben, an einem Ort eingewurzelt zu sein und dann verstoßen zu werden ist eine Enttäuschung, die ein Mensch nur schwer erwinden kann. Immer wieder kam Sperber auf diese Enttäuschung, die er selbst in seiner Liebe zur Stadt Wien erlebt hatte, zu sprechen. Es ist die Enttäuschung der deutschen und österreichischen Juden, und wenn ich von österreichischen Juden spreche, so meine ich die altösterreichischen, die im ganzen Gebiet der Monarchie nach Wien ausgerichteten Juden.

»Das Erreichbare, fern genug, das zu Erreichende, hieß Wien«, schrieb Paul Celan<sup>2</sup>. Kaum war es erreicht, überboten die Juden einander in ihrer furchtbar großen, ihrer furchtbar einseitigen Liebe zu dieser Stadt. Einer Liebe, die sich in ihrer schrillsten Überzeichnung wohl in den auffallend häufig von Juden erdachten Wienerliedern ausdrückte.

Spät Gekommene im Projekt der Moderne, hatten sie sich diesem umso feuriger hingeeben und gemeint, in dieser neuen Gesellschaft, in der man aufhören würde, die Geschichte als Erbe und Wurzel, und Zugehörigkeit als Trost, Zuflucht und Heimat aufzufassen, könnten sie als freie Menschen unter freien Menschen leben.

Als die anderen sich jedoch voller Angst auf ihre Wurzeln, ihre Natur, ihr Volk beriefen, waren sie draußen und mehr als das, wurden sie bis zum Mord gehasst. Nicht allein dafür, wofür sie immer schon gehasst wurden, sondern zusätzlich dafür, dass sie bereit waren, ja, dass es mit ihrer ortlosen abstrakten Religion gar vereinbar war, eine moderne Welt zu schaffen, in der das Zusammenleben, d. h. die Konkurrenz und die Solidarität freier Individuen maßgeblicher sein sollten als Blut, Familie, Volk.

Wohin die völkische Ideologie führte, wissen wir, oder, wie Manès Sperber es ausdrückte, ist eine »unfassbare Gewissheit«.

## 3

Danach, nach all dem, reiste Manès Sperber oft nach Deutschland und Österreich. Leben konnte er in den Ländern der Täter nach der Massenvernichtung nicht mehr.

In seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahr 1983 bezeichnete der 78jährige sich als »untröstlichen Hinterbliebenen« der

Millionen Ermordeten. Nicht Hass und Ressentiment trennten ihn von Deutschland, sondern eine »Trauer, so grenzenlos, dass das Leben einer Generation nicht ausreicht, sie auszuschöpfen«.<sup>3</sup> Und er resümierte: »Jedoch glaube ich in meinem tiefsten Inneren, daß es noch während zwei, drei Generationen für Juden meiner Art unwürdig bleiben wird, sich mit Deutschen zu identifizieren.«

Ich meine, er hat – jedenfalls was Österreich betrifft, denn die deutsche Problematik ist eine andere, und hier ist weder Zeit noch Ort, über sie zu sprechen – recht behalten bzw. auf eine neue, unerwartete Weise recht bekommen.

Ich meine, dass der Versuch von Juden, nach der Shoah mit ihren nichtjüdischen Mitbürgern auf der Basis einer eindeutigen Abkehr vom Nationalsozialismus zusammenzuleben, nach nunmehr 55 Jahren als gescheitert betrachtet werden muss.

So schmerzlich es ist: Wir Nachgeborenen müssen uns eingestehen, dass wir die Warnungen Manès Sperbers ebenso wenig ernst genommen haben wie die Warnungen unserer Eltern; dass wir wieder einmal einer Illusion aufgefressen sind.

4

Vieles verbindet mich mit Manès Sperber. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Geschichte von der Papierenen Brücke, die ich abgewandelt in meinem gleichnamigen Film erzähle, las ich ursprünglich in seinen Erinnerungen. Es ist die Geschichte der Juden im Stedtl, die stolz auf ihre eiserne Brücke sind, doch nach der Ankunft des Messias ohne Zögern die neue Brücke aus Zigarettenpapier wählen, um singend ins ewige Leben zu ziehen, während die Zweifler und die Spötter mit der eisernen Brücke ins Wasser stürzen.<sup>4</sup>

Obwohl Sperber hinzufügt, dass er schon als Kind dachte, er würde den Pruth zur Sicherheit doch eher in einem Boot überqueren, wenn die Zeit gekommen sei, ins Gelobte Land heimzukehren, steht die Geschichte von den Brücken als Metapher für seine Überzeugung, dass diese Welt zum Besseren verändert werden müsste.

Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer kollektiven Veränderung ist das Gegenteil der Illusion, individuelle Assimilation würde durch Akzeptanz der anderen belohnt werden.

5

Unserer Elterngeneration – die meisten von ihnen übrigens nicht allein Überlebende, sondern auch Ausländer, Ostjuden – ist es gelungen, auf distanzierte und diskrete Weise hier zu existieren, ohne sich zu identifizieren. Als sie ihre lange gehegten Pläne weiterzuwandern aufzugeben und sich im Provisorium eingerichtet hatten, machten sie mit klarem Kopf das Beste aus der Situation. Und das Beste be-

deutete in den meisten Fällen Geschäfte in Wien und Ferien in Israel, wo sie auch die Zukunft ihrer Kinder sahen.

Sie hatten keine Illusionen.

Sogar unter den Überlebenden gab es Menschen, die – mehr oder weniger würdig, doch aus vollem Herzen – versuchten, ihre nichtjüdischen Mitbürger zu verstehen, sich ihren Werdegang und ihre Verstrickungen in den Nationalsozialismus zu erklären, ja, ihnen zu helfen, sich von den verdummenden Nachkriegslügen zu befreien. Diese Initiativen wurden durch keinen mit der BRD vergleichbaren Druck von außen und innen unterstützt; sie blieben punktuell und privat.

Die Lüge von Österreich als erstem Nazi-Opfer wurde Staatsdoktrin und Glaubenssatz jedes Einzelnen. Die Schamlosigkeit in der Behandlung der Überlebenden, mit denen sich österreichische Politiker gerne in New York oder Israel zeigten, um sich nach ihrer Rückkehr sogleich von ihnen ab und ihrem Wahlvolk zuzuwenden, und die Gier, geraubtes Gut und geraubte Posten zu behalten, kann als einmalig in Europa bezeichnet werden. Mehr als das: Diese Stadt profitiert nach wie vor von dem architektonischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erbe der ermordeten und vertriebenen Juden. Die Wohnung des vertriebenen Sigmund Freud und das Antlitz der Adele Bloch-Bauer auf den geraubten Gemälden bringen, wie es der in Los Angeles als Anwalt tätige Sohn des vertriebenen Arnold Schönberg ausdrückte, Touristengeld.

## 6

Die meisten meiner jüdischen Kindheitsfreunde waren wirklich nach der Schulzeit da- oder dorthin gewandert. Doch diejenigen, die den Absprung verpassten, die lange genug dableiben, um sich in Arbeit, Ehe, Freundschaften und Politik zu binden, diejenigen gingen, wer hätte das gedacht, wieder in die Falle, die sich Hoffnung nennt und sich doch früher oder später als Illusion herausstellt.

Immer wieder, ob es sich nun um die Kreisky-Wiesenthal-Affäre, den Reder-Skandal oder die Waldheim-Affäre 1986 handelte, wir Nachgeborenen meinten, hier ginge es um Vergangenheitsbewältigung, um einen Generationenkonflikt. Unsere Generation würde Neues bauen.

Vierzig Jahre nach Kriegsende nach der Waldheim-Affäre wurde erstmals das Leid der wirklichen Naziopfer, der Juden, der Zigeuner, der Homosexuellen, öffentlich anerkannt. »Leid«, schreibt Jan Philip Reemtsma, »ist eine Privatangelegenheit. In den öffentlichen Raum gelangt Leid durch Recht und Ritual.«

Es schien, als würde der Holocaust, der bisher als privates Leid ignoriert wurde, endlich als öffentliches Unrecht anerkannt werden. Zumindest im Ritual der Denkmäler und Gedenktage, zu dem sich die politische Klasse – mit allen dazugehörigen Peinlichkeiten – entschloss, und im Recht, das die Bestrafung von Wiederbetätigung ermöglichte. Denn die Strafe sei, wie Reemtsma ausführt, für das Opfer von hoher

Bedeutung. »Nicht, weil sie Rachebedürfnisse erfüllt, denn das tut sie meistens nicht. Sondern weil die Strafe die Solidarität des Sozialverbandes mit dem Opfer demonstriert. Die Strafe grenzt den Täter aus und nimmt damit das Opfer herein.«<sup>5</sup>

Denken wir an die Handhabung des Rechts in diesem vergangenen Jahr [2000], so entsteht der Eindruck, die Solidarität des Sozialverbandes liege nun ganz offiziell bei denjenigen, die nazistische Aussprüche von sich geben.

## 7

Zugleich mit der geringen, doch spürbaren Veränderung des öffentlichen Diskurses wuchs die Bewegung, die Jörg Haider in jenem Jahr 1986 an sich gerissen hatte.

Durch die jahrzehntelange Verletzung beinahe aller Traditionen auf der Rechten und der Linken war ein Vakuum entstanden, eine Leere. Denn in der Sozialpartnerschaft, die vorgeblich die Angst vor einem neuen Bürgerkrieg bannen sollte, hatte sich die Konzeption vom ethnisch homogenen Volk fortgesetzt, das, überspitzt formuliert, nach wie vor Rasse vor Klasse stellt. Die nazistische Volkserregung war durch sozialpartnerschaftliche Volksberuhigung ersetzt worden. So konnte sich Wohlstand, doch keine demokratische Gesellschaft entwickeln – und mit der Zeit entstand ein Erregungsvakuum.

In das Werte- und Konflikt-Vakuum drang die Partei ein, die sich nicht als Antithese zum Nationalsozialismus sieht, sondern sich im Gegenteil in der Tradition des Nazismus gegründet hatte, ja ihre Daseinsberechtigung aus dieser Tradition bezogen hatte und bezieht.

Dies erspart ihr die Formulierung einer Ideologie, muss sie doch nur aus ihrem reichen Fundus mal die Beschäftigungspolitik, mal die Ästhetik, mal die Ehre der alten Kameraden picken. Die nazistischen Bilder und Ausdrücke sind so stark in den Tiefenschichten verankert, dass jede Anspielung auch in der zweiten und dritten Generation von den richtigen Leuten richtig verstanden wird.

Die psychologische Anziehungskraft dieser Bewegung, nicht allein auf das Wahlvolk, sondern auch auf die Führungsschichten, ist im wesentlichen die gleiche, die Hannah Arendt für den Nazismus beschrieb: Sie rührt weniger von dessen falschen Versprechungen her als von der unverhohlenen Anerkennung dieses Vakuums, in das seine Lügen hineinpassen; diese Lügen seien psychologisch wirkungsvoll, weil sie bestimmten elementaren Sehnsüchten entsprechen. Arendt meinte, der alten Kunst zu lügen wäre eine neue Variante hinzugefügt worden – die teuflischste Variante, die man sich denken kann – nämlich das »Wahlügen«.<sup>6</sup>

Das Wahlügen findet bei diametral verschiedenen Gruppen Anklang; bei Modernitätsverlierern und -gewinnern, Sndlern am Praterstern und Salondamen in Döbling, bei Bischöfen, Unternehmern und Arbeitern. Am besten kann man den Erfolg an den Ministern der bürgerlichen Partei ablesen. Seit sie mit ihren rechtsextremen Kollegen zusammenarbeiten, scheinen sie wie losgelassen in ihrem, wie Arendt

es nennt, »allmählichen Nachgeben in allen moralischen Fragen, ihrer wachsenden Vorliebe für den anarchischen Zynismus.«<sup>7</sup>

Unverhohlen ist das Glitzern in den Augen des Tiroler Biedermanns, sitzt er neben seinem F-Widerpart, angeregt wirkt der kleine Kanzler von der massiven Dame an seiner Seite, der die Lügen so glatt über die Lippen kommen. Es ist, als ströme neue Energie, anarchische, oder sollte man sagen, »teuflische« Energie aus diesen Leuten und verführe die anderen, die Heuchelei ihrer bürgerlichen Werte fallenzulassen: Sich dem Zynismus, der alles erlaubt, hinzugeben. Den Lack der Zivilisation abzustreifen und Neid, Gier und all die anderen Ressentiments einfach rauszulassen.

Dass, um nur ein Beispiel zu nennen, die einschlägigen zynischen und machthungrigen Philosophieprofessoren gleich an des Kanzlers Tisch eilten und trotz elitärem Habitus dort mit launigen Journalisten Platz nahmen, wundert nicht. Lange vor der Wahl haben diese Leute ihre Intelligenz darauf verwandt, Ausdrücke wie »Moral« und »Antifaschismus« zu Schimpfwörtern zu degradieren und den Makel der Nazi-Nähe von Haider und seiner Partei zu nehmen, um seine Wähler vorseilend zu entlasten.

Ein Satz soll als Beleg genügen: »Gewiß ist Haiders Rhetorik populistisch«, schreibt Rudolf Burger in der Zeitschrift *Merkur*, »doch sind es soziale und kulturelle Ressentiments, die er bedient, nicht antisemitische oder rassistische. Das sind Projektionen seiner hilflosen Gegner.«<sup>8</sup>

Ich als »hilflose« – auch das eine Art Schimpfwort – Gegnerin frage mich, wieso Antisemitismus und Rassismus nicht soziale und kulturelle Ressentiments sind – bzw. welche Haider denn bedient, wenn nicht diese.

Die Faszination der Wahrlügner ist groß.

## 8

Der Bruch der jüngeren Generationen mit den Naziideen der Eltern hat nicht stattgefunden.

Mit der Bildung dieser Regierung wurde gesellschaftliche Fremdenfeindlichkeit und Engstirnigkeit, ob nun christlicher oder völkischer Prägung, verstaatlicht.

Der offizielle verlogene antifaschistische Grundkonsens zerfiel zwar, ihn ersetzte jedoch keine universalistische antinazistische Einstellung, sondern Revanchismus und Revisionismus: Hass auf die ehemaligen Feinde, sei es Frankreich oder Tschechien, und anhaltende Versuche, die Verbrechen der Nazis zu relativieren.

In diesem Jahr konnte man beobachten, wie rasant sich eine Gesellschaft mit all ihren Widersprüchen in eine Art »Familie« verwandeln kann. Alle Parteien vereinten sich zum von der Regierung geforderten »nationalen Schulterschluss«. Auch Rot und Grün gingen in die Patriotismus-Falle. Auch sie beteiligten sich am »heiligen Abwehrkampf«, statt unterstützt von ganz Europa gegen die bräunliche Gegen-

wart hierzulande »zu Feld zu ziehen«.

Muss man daraus nicht schließen, diese bräunliche Gegenwart störe auch ihre angeblichen Gegner nicht wirklich?

Die Mehrheit meiner Altersgenossen nickt ab und zu zustimmend mit dem Kopf, wenn einige wenige, unter ihnen relativ viele Juden, »sich aufregen«. Sie selbst halten Kühle und Gelassenheit für Qualitäten an sich. »Kühlschränke« nannte unlängst ein junger Kurde die hiesige Bevölkerung. Sollen die Juden sich nur in den Vordergrund stellen, denkt es in ihnen, während sie bereits dabei sind, sich in der veränderten Situation wieder einzurichten. Sie schwiegen ja immer schon, und nun, seit die Eltern sterben und sie selbst welche wurden, finden sie schließlich so manche der einst zumindest schweigend abgelehnten Werte gar nicht so übel. Ordnung muss ja schließlich sein. So werden sie Mama und Papa immer ähnlicher und merken es kaum.

Wir mit unserem geschärften Minderheitenblick, wir merken den Wandel sehr wohl. »Ein Jude ist wie ein Anthropologe, der die Eingeborenen studiert«, bemerkte Isiah Berlin ironisch. »Er könne nur Erfolg haben, wenn er in Bezug auf die Stammesbräuche zu einem größeren Experten wurde als die Eingeborenen selbst.« Und er fügte hinzu: »Diese Sensibilität ist auch eine Art von Deformation.«<sup>9</sup>

Ich sehe Dirndlkleider in Oper und Musikverein, ich sehe Nachrichtensendungen, die Volkslieder absingende oder betende Politiker für news-würdig erachten. Ich komme aus dem Staunen gar nicht heraus, wie zufrieden die Menschen damit sind, dass der Heimatfilm, dieses genuin deutsch-österreichische Genre der 50er Jahre, nun als *Reality Show* in Endlosschleife sein Comeback feiert. Haben die Donau- und Alpengaue Wien endgültig erobert?

Ich verstehe die meisten meiner Altersgenossen nicht, merke jetzt deutlich, dass ich sie nie verstanden habe. Warum ist ihr Neid, ihr Hass, ihr Ressentiment so groß? Warum sind sie so feige? Warum so traurig? Es gibt keinen Vorwand für ihr seelisches Elend: keine amputierten Beine, kein Stalingrad, keinen Hunger und keine Armut. Wir alle sind Nachgeborene, Friedenskinder, wohlgenährt.

## 9

Es gibt andere. Es hat sie immer gegeben. Denn alle sind nie alle.

Es gab Menschen in dieser Stadt Wien, die meine Großmutter gerettet haben. Ja, meine ostjüdische, jiddisch sprechende Oma Rosa konnte hier überleben. Eine von 200 sogenannten Volljuden. Weil sie untertauchte, weil sie nicht den Stern trug, weil sie sich stumm stellte.

Weil es Menschen gab, die ihr halfen: Frau Wasch, die Greißlerin, der Schuster in der Ullmannstraße, der sie den letzten Kriegswinter versteckte und sich nicht fürchtete vor dem eigenen Sohn in SS-Uniform.

Die Greißlerin und der Schuster und der Polizist, der sie auf der Straße erkannte

und sie nicht verriet. Es gab sie und es gibt sie. Ihre Stimme ist leise, man hört sie kaum im Gebrüll der anderen. Manchmal tauchen sie irgendwo auf, wie der kleine Herr Baumann in der Wehrmachts-Ausstellung, der weinen muss, wenn er sich an die Waggon voll russischer Kriegsgefangener am Bahnhof von Minsk erinnert. ER hat ihre Schreie gehört.

10

Im Rückblick reiht sich Glied an Glied zu einer Kette von Reflexen, Wiederholungszwang, Spiel mit dem Widerschein des Nazismus, ja trotzigem Beharren auf »Ehre und Treue« zu dieser Vergangenheit.

Was Robert Knight für die Gründungsphase der Zweiten Republik festgestellt hat, setzt sich fort: Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit sind keine Überreste, sondern konstituierende Bestandteile der österreichischen Identität.<sup>10</sup>

Mag sein, dass Österreich seine Rolle in Europa gefunden hat: als Hort der Reaktion, als *Vendée* des 21. Jahrhunderts, Vorbild und Zentrum für alle anderen fremdenfeindlichen Bewegungen, die sich in dieser Umbruchszeit bilden.

Für Juden ist es nicht der richtige Ort.

Wie überzeugt sie selbst davon auch sind, sich als Österreicher für das eine oder das andere Österreich zu engagieren, von den anderen werden sie nach wie vor und mehr als seit langem als unösterreichisch wahrgenommen.

Denn eine chauvinistische Gemeinschaft beruht auf dem Ausschluss der Anderen. Ob sich ihr Hass nun offen gegen Juden richtet oder andere Zielgruppen auswählt, auf diesem historischen Boden sind immer auch die Juden – die Anderen *par excellence* – gemeint.

Der österreichische jüdische Diplomat Hans Thalberg schrieb, er könne eher mit einem Holländer oder Jugoslawen eine gemeinsame Sichtweise über die Nazizeit finden, als mit einem Österreicher. Ein gedanklicher und gefühlsmäßiger Graben trenne ihn nach wie vor von seinen Altersgenossen hierzulande.

In diesem Graben wurden wir geboren.

Wir bauten Brücken von der Art, wie sie Manés Sperber häufig als Gleichnis benutzte: Brücken, die nicht existieren, sondern sich Stück um Stück unter dem Schritte dessen ausbreiten, der den Mut aufbringt, seinen Fuß über den Abgrund zu setzen.

Die auf der anderen Seite des Grabens wagten nur einen kleinen Schritt – und kehrten um, ein Bein in der Luft.<sup>11</sup>

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Wilhelm von Sternburg, Manès Sperber. Anpassung und Widerstand. Über den vernünftigen und unvernünftigen Gebrauch der Vernunft, Wien u. München 1994, 67.
- <sup>2</sup> Paul Celan, Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der freien Hansestadt Bremen, in: Paul Celan, Ausgewählte Gedichte, Frankfurt am Main 1981, 127.
- <sup>3</sup> Sternburg, Sperber, wie Anm. 1, 67.
- <sup>4</sup> Manès Sperber, Die Wasserträger Gottes, Wien 1983, 60.
- <sup>5</sup> Jan Philipp Reemtsma, Im Keller, Hamburg 1997, 216.
- <sup>6</sup> Hannah Arendt, Das deutsche Problem, in: dies., Zur Zeit. Politische Essays, Berlin 1986, 29.
- <sup>7</sup> Hannah Arendt, Über den Imperialismus, in: dies., Die verborgene Tradition, Frankfurt am Main 1976, 17.
- <sup>8</sup> Rudolf Burger, Austromanie oder der antifaschistische Karneval, in: Merkur 54 (2000) 5, 379-393, hier: 39.
- <sup>9</sup> Michael Ignatieff, Isiah Berlin. Ein Leben, München 2000, 241.
- <sup>10</sup> Robert Knight, »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.« Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945-52 über die Entschädigung der Juden, Frankfurt am Main 1988.
- <sup>11</sup> Manès Sperber, Die vergebliche Warnung, Wien 1983, 264.